

starke surreale Lorca-Inszenierung in Bremen

ihren Geburtstag feiert, weiß sie, daß ihre Gäste, „liebe Freundinnen“, sie belauern. Es ist ein Hauptpaß für das Publikum, wie die Schauspielerinnen falsche Töne anschlagen, um das die Skandallust kaum kaschieren? Mitgefühl von Dona Rositas Gäs... anzudeuten.

Dann zerbrechen die Aktrizen die Oberfläche und lassen die wirklichen Motive ihrer Figuren sichtbar werden. Am schönsten in einer Sequenz, in der Männer auftreten. Eine der Damen

schnappt sich ein solches rares Exemplar, schleppt es an die Rampe und schreit ins Publikum: „Meiner! Meiner!“ Der Herr wird, je länger sie ihn trägt, desto schwerer – sie hält ihn, so lang’ sie kann, bis er ihr entgleitet ...

Die szenischen Erfindungen und Extempores sind phantasievoll, wirken indes nie willkürlich oder gesucht: Sie passen zum Thema, illustrieren es und stellen sich in den Dienst von García Lorcás Absicht: Der Dramatiker beschreibt die Konvention, ihre absurde Seite und at-

tackiert sie unnachsichtig – denn sie zerstört Dona Rositas Lebensglück. Anstatt sich vom Bräutigam zu lösen, der sie offensichtlich sitzenläßt, hält sie bis zum bitteren Ende an der Fiktion der unwandelbaren Liebe fest.

Das Ende inszeniert Konstanze Lauterbach kurz und trostlos, um dem Eindruck des Nur-Komödiantischen mit dem Gegengewicht des Tragischen entgegenzuwirken: Dona Rosita bleibt eben ledig, verpaßt ihr Glück und ihre Bestimmung, einzig

um dem guten Ton zu genügen. Konstanze Lauterbachs Inszenierung ist bemerkenswert, weil sie einen freien, heiteren Umgang mit dem Stoff gefunden hat, der dem Grenadiner Frauenstück das Spanische beläßt und ihm gleichzeitig unser Deutsches hinzufügt: Absurde Konventionen gibt es auch in Bremen haufenweise.

Ihr gelingt es, das Herkömmliche weithin aufzuheben – die Schauspieler bewegten sich in einem um musikalische und tänzerische Elemente vergrößerten Freiraum und konnten

eigene Erfindungen zeigen. Bemerkenswert Ramona Libnow: Sie spielt die Mutter von drei Jungfern, die Dona Rosita zum Geburtstag gratulieren. Libnow reißt gleich beim ersten Auftritt den Schleier des guten Tons fort und spricht über ihre Armut, über die tägliche Mühe, den Anschein zu wahren, den Stand zu verteidigen, sich buchstäblich die neue Bluse der Mädchen vom Mund abzusparen.

Dabei stellt die Schauspielerin nicht etwa Selbstmitleid dar, sondern gräbt tiefer und findet die Wut auf die Misere: die Aggression gegen alle, denen es besser geht; die raubtierhafte, neurotische Energie eines Panthers hinter Käfigstäben, die aus der Ausweglosigkeit der Lage entsteht. Jenseits aller psychologischen Oberflächen-Wahrscheinlichkeit findet sie eine surrealistische Wahrheit ihrer Figur, die sowohl das Publikum amüsiert als auch die Verletzungen sichtbar macht, die die Befolgung einer vergötzten Konvention wie die Gewißheit, das Leben zu versäumen, hervorruft.

Ein guter Schritt vorwärts auf der Suche nach einer surrealistischen Bühnensprache.

Ulrich Fischer

„ Aggression
gegen alle, denen
es besser geht “